

Verena M. Lepper (Hrsg.), *“After Polotsky”. New Research and Trends in Egyptian and Coptic Linguistics (= Lingua Aegyptia 14)*, Göttingen: Seminar für Ägyptologie und Koptologie 2006 (ISSN 0942-5659, xii + 492 Seiten, € 80, im Abonnement € 42), besprochen von Carsten Peust.

Der 14. Band der Zeitschrift *Lingua Aegyptia*, übrigens mit xii + 492 Seiten auch der bisher umfangreichste, ist den Beiträgen einer Konferenz gewidmet, die vom 9.-11. September 2005 in Bonn zu Ehren des 100. Geburtstages von Hans Jakob Polotsky<sup>1</sup> gehalten wurde, der die Entwicklung der ägyptologischen Sprachwissenschaft in den letzten Jahrzehnten geprägt hat wie kaum ein anderer. Die 29 Beiträge sind in folgende Abschnitte gegliedert: [Einführung] (1), „Rückblick“ (1), „H.J. Polotsky – Person and Theory“ (3), „Earlier Egyptian“ (7), „Later Egyptian“ (5), „Coptic“ (5), „Language and (Con-)Text“ (6), „Ausblick“ (1). Bei einem Tagungsband wie diesem muss es sich ergeben, dass die Beiträge thematisch, methodisch und im Ergebnis ziemlich heterogen sind und damit den ebenso lebendigen wie unabgeschlossenen gegenwärtigen Zustand der ägyptologischen Sprachwissenschaft reflektieren.

Im Folgenden werde ich mich damit begnügen, in einer sehr subjektiven Auswahl einen Teil der Beiträge knapp vorzustellen und die anderen nur dem Titel nach aufzulisten.

Joris F. BORGHOUTS, „Scrambling in Middle Egyptian: the case of *in ir*“, widmet sich der bislang ziemlich ängstlich gebliebenen Verbindung *jn jr*, die satzeinleitend vor allem in den Heqanachte-Briefen vorkommt. Er vermutet, dass die Verbindung *jn jr*, gefolgt von zwei Ausdrücken *A* und *B*, zu verstehen ist als zugrundeliegendes \**jr* (Topic) *A – jn* (Frage) *B*, anders ausgedrückt: dass die Fragepartikel *jn* vor das gesamte Satzgefüge extrahiert worden ist und damit links von dem Topicalizer *jr* zu stehen kommt. Die Argumentation wirkt überzeugend, zumal Borghouts noch parallele Fälle mit *jw jr* anführen kann.

Francis BREYER, „Ein Faktitiv-Stamm im Ägyptischen“, versucht die schon lange vermutete Existenz eines Faktitiv-Stammes nach Art des semitischen Pi<sup>c</sup>el im Ägyptischen weiter plausibel zu machen. Insgesamt muss man allerdings konstatieren, dass die disparaten Indizien noch nicht ausreichen, um die morphologische Gestalt eines ägyptischen „Pi<sup>c</sup>el“ zu konkretisieren. Bemerkenswert ist eine von Breyer zusammengestellte Liste von 44 Verben, die schon im Alten Reich ohne offensichtlichen graphischen Unterschied sowohl in normaler wie in faktitiver Funktion verwendet werden.

Unter den hier genannten Verben fällt die Dublette *gʷw* „eng sein“ vs. *gwʷ* „beengen“ auf, deren Formen im Alten Reich einigermaßen klar in dieser Weise unterschieden zu werden scheinen. Im Koptischen sind beide wieder in Ⲫⲱⲟϥ (intrans./trans.) zusammengefallen, was rein lautgesetzlich bedingt sein kann (für *-ʷw* > (ⲟ)ϥ vgl. z.B. *ḫʷw* „Wind“ > Ⲡⲏϥ). Wenn man den Ansatz dieser Formen und die etymologische Zusammengehörigkeit beider so akzeptiert, ist zu folgern, dass bei einer

---

1 Dieser Name hat im Russischen den Akzent auf der ersten Silbe: Pólotsky, aber deutsche Ägyptologen pflegen ihn als Polótsky zu sprechen. Die Aussprache Polótsky ist auch in Israel üblich. Wie mir Leo Depuydt freundlicherweise mitteilt, wurden schon in der Familie Polotsky beide Aussprachen verwendet, nämlich Pólotsky in russischer, Polótsky in deutscher Konversation.

der beiden Stammalternanten eine Metathese stattgefunden hat. Obwohl Metathesen unter allen möglichen Bedingungen eintreten können, sind sie grundsätzlich dann am wahrscheinlichsten, wenn zwei Konsonanten in direktem Kontakt stehen. Um im Rahmen des von Breyer skizzierten Gedankengebäudes zu bleiben, könnte man sich jetzt z.B. die ursprüngliche Wurzel als \**gʷʒ* vorstellen, die im Simplex eine Metathese erfahren hat (\**gʷʒ* → *gʒʷ*), während im „Pitel“ beide Konsonanten getrennt blieben und daher keine Metathese eintreten konnte (*gʷʷʒ*). Je nach Phantasie wären natürlich auch andersgeartete Erklärungsmodelle möglich. Es dürfte sich jedenfalls lohnen, weiter auf Indizien und morphologische Details zu achten, die mit Valenzunterschieden ägyptischer Verben einhergehen.

Mark COLLIER, „The Lure of Alterity: *inn* Conditionals in Late Egyptian“, befasst sich mit dem Funktionsunterschied zwischen den Konditionalsätzen mit *jr jw* bzw. *jnn* im Neuägyptischen. Er arbeitet eine schöne Differenz heraus, die sich vereinfacht so formulieren lässt, dass in Konditionalsätzen mit *jnn* der Wahrheitsgehalt des Bedingungssatzes zum Sprechzeitpunkt schon feststeht, in solchen mit *jr jw* noch nicht. Diese Unterscheidung dürfte auch allgemeine Sprachwissenschaftler interessieren und sollte einmal in einem für diese zugänglichen Rahmen bekanntgemacht werden.

Wie Depuydt (1991) gezeigt hat, geht *jnn* auf mittelägyptisches *jr wnn* zurück. Es wäre daher noch zu prüfen, ob und inwieweit die von Collier herausgearbeiteten Erkenntnisse mit den Funktionsunterschieden kompatibel sind, die schon für *jr* und *jr wnn* vorgeschlagen wurden (z.B. Depuydt 1995: *jr wnn* „deictic“ vs. *jr* „non-deictic“).

Leo DEPUYDT, „Our Knowledge of Egyptian and Coptic since Polotsky“ schlägt vor, dass das passive prospektive *sdmm=f* des Älteren Ägyptisch speziell eine nominale Verbalform sei (anders allerdings Schenkel S. 72f. im selben Band). Vielleicht mindestens ebenso bemerkenswert, jedenfalls den Hauptteil des Aufsatzes beanspruchend sind detaillierte Ausführungen zur Biographie Polotskys, die auf originalen Interviewaufzeichnungen beruhen. Es ist zu hoffen, dass Depuydt das offenbar noch wesentlich umfangreichere ihm zur Verfügung stehende Material einmal in Gänze publizieren wird.

Stephen EMMEL, „Coptic Grammatical Terminology before and after Polotsky. Transitivity and Case (with *sōtm* ‚Hear‘ for an Example)“, geht zunächst ausführlich auf die Problematik des Begriffs „transitiv“ ein, der mit Bezug auf das Koptische von den Grammatikern auf recht unterschiedliche Weise definiert worden ist. Sodann wendet er sich der Frage zu, inwieweit Funktionsunterschiede zwischen den verschiedenen Möglichkeiten des Objektschlusses des sahidisch-koptischen Verbs *ⲥⲟⲩⲏ* „hören“ (1.: direkt und mit *ⲛ*-; 2.: mit *ⲉ*-) feststellbar sind. Dabei orientiert er sich an den Kasusrollen nach Fillmore, bei denen man Zweifel hegen mag, ob sie ein ideales Instrumentarium für seine Fragestellung sind; es ergibt sich jedenfalls keine erkennbare Korrespondenz mit den formalen Unterschieden des Koptischen. Stephen Emmels Ergebnisse sind viel detaillierter und weitergehend, aber auch nicht ganz deckungsgleich mit dem, was ich zu derselben Frage schon einmal knapp in Peust (2004: 370-372) referiert hatte; zu endgültigen Resultaten gelangt freilich auch er nicht.

Da Beispiele von *ⲥⲟⲩⲏ ⲛ*- sehr selten und möglicherweise vernachlässigbar sind (S. 47, Anm. 99), scheint mir jetzt der Verdacht naheliegend, dass *ⲥⲟⲩⲏ ⲉ*- vielleicht

nichts anderes ist als einfach der mittelbare Anschluss des direkten Objekts gemäß der Stern-Jernstedt'schen Regel, womit die hier behandelte Frage mit dem im Anschluss besprochenen Thema Engshedens zusammenfallen würde. Wenn dies der Fall ist, wäre in strukturalistischer Sicht *ⲥⲟⲩⲏ ⲉ-* ebensoviel oder -wenig als transitives Verb zu bezeichnen wie solche Verben, die ihr direktes Objekt mit *ⲛ*- anbinden. Es wäre dann weiter zu prognostizieren, dass im Demotischen *sdm r-*, das dort ja auch schon vorkommt, möglichst nur oder hauptsächlich mit den Dauerzeiten kombiniert sein sollte. Ich glaube, dass sich dies im Wesentlichen bestätigen lässt.<sup>2</sup>

Åke ENGSHEDEN, „Über die Markierung des direkten Objekts im Koptischen“, versucht sich der Frage zu nähern, wann im Koptischen das direkte Objekt mit und wann ohne die Präposition *ⲛ* eingeleitet wird, wobei er dieses Phänomen mit in der Linguistik unter dem Sammelbegriff „differential object marking“ bekannten Erscheinungen identifiziert, die man in relativ vielen, auch europäischen Sprachen antrifft. Bekannt ist bislang nur, dass in den Dauerzeiten *ⲛ* obligatorisch ist. Anhand statistischer Analysen der vier Evangelienübersetzungen kann Åke Engsheden zeigen, dass eine ganze Reihe von Konzepten, die er der linguistischen Literatur entlehnt (u.a. Referenzialität, Thematizität, Affiziertheit des Objekts; Transitivitätsgrad des Verbs), die Wahl der Objektsanbindung signifikant zu beeinflussen scheinen. Es wird auch plausibel gemacht, dass für *ⲛ* nicht, wie bislang meist angenommen, eine partitive Kern- oder Urbedeutung angesetzt werden sollte. Der starke Rekurs auf in der Ägyptologie bislang wenig bekannte, moderne linguistische Konzepte macht den Aufsatz sehr lesenswert, auch wenn ein endgültiger Durchbruch zu einer Lösung dieses erstaunlich komplexen Problems noch nicht gelungen ist.

Orly GOLDWASSER, „On the New Definition of Classifier Languages and Scripts“, erläutert, wieso die traditionell als „Determinativ“ bezeichnete Funktion ägyptischer Schriftzeichen mit diesem Begriff unglücklich benannt ist und besser als „classifier“ verstanden und bezeichnet werden sollte. Durch die Qualifizierung als „Determinativ“ werden die betreffenden Zeichen abgewertet und wie marginale Zusätze zu einer Wortnotation behandelt, die im Grunde schon durch die Konsonantenzeichen geleistet würde. In Wirklichkeit aber können die „Determinative“ einer Wortschreibung durch-

2 Von den drei Beispielen, die Lexa (1949: §847) für *sdm r-* zitiert, trifft diese Bedingung auf zwei zu, während das dritte *sdm* im Imperativ zeigt, dessen syntaktischer Status vielleicht noch klärungsbedürftig ist. Der Papyrus Spiegelberg (Sagenkreis des Königs Pedubastis), den ich hier nach dem Thesaurus Linguae Aegyptiae (<http://aaew.bbaw.de/tla>) zitiere, hat *sdm r* in den Verbindungen *jw=f sdm r* „indem er hörte“ (2,10), *bn-jw tw=tn sdm jwnʹ r* „ihr hört nicht“ (2,6) und *j.jrj=w sdm r* „wenn man hört“ (3,13; ähnlich 3,15), also in Dauerzeiten, dagegen ein unmittelbares Objekt in *sdm=f md.t nb* „er hörte alles“ (13,12), *dj.t sdm NN md.t* „veranlassen, dass NN ein Wort hört“ (4,20) und *bn-pw=n sdm=w* „wir haben sie nicht gehört“ (2,8). Dies bestätigt sich auch weitgehend im Mythos vom Sonnenauge (de Cenival 1988). Hier finden wir zum Beispiel *j-jw=s sdm r hrw=f* „als sie seine Stimme hörte“ (8,8) im Kontrast mit *sdm=w hrw=s* „man hörte ihre Stimme“ (3,3), was auch schön demonstriert, dass nicht etwa die Natur des Objekts maßgeblich für die Setzung von *r* ist. Ein *r* steht in diesem Text außer in Dauerzeiten auch in mehreren Konstruktionen, die vom Koptischen her nicht unmittelbar beurteilbar sind, etwa im Aorist: *hr sdm=j r* „ich höre“ (14,4), und auch konsequent im Imperativ: *sdm r* (12,5; 16,14; 17,8; eines davon ist der schon von Lexa zitierte Fall).

aus einen semantischen Eigengehalt hinzufügen und für die Festlegung der Wortbedeutung ebenso wesentlich sein wie die phonetischen Zeichen.

Wie aus den Arbeiten Orly Goldwassers und ihrer Schule mittlerweile gut bekannt ist, konstituieren die Klassifikatoren der ägyptischen Schrift ein komplexes Bild von einander überlappenden Kategorien, die jeweils einen semantischen Kern und eine Peripherie haben, nach der hin der Gebrauch der betreffenden Zeichen immer inkonsistenter wird. Mir ist nicht ganz klar, ob der Begriff von „Klassen“ und „Klassifikatoren“ für diese Situation wirklich ideal ist, weil man in den meisten Anwendungen des natürlichen Sprachgebrauchs mit *Klassen* oder *classes* disjunkte Mengen meint, denen sich Elemente eindeutig zuordnen lassen. In der ägyptischen Schrift kann ein Wort aber durchaus mehrere Klassifikatoren zugleich zu sich nehmen („double classification“, Goldwasser 2002: 16f.). In diesem Sinne ist auch die von Goldwasser herangezogene Parallelisierung der betreffenden ägyptischen Zeichenfunktion mit den Numeral-„klassifikatoren“ gewisser natürlicher Sprachen nicht vollkommen. Mir würden die etwa von Wolfgang Schenkel verwendeten Begriffe *Semogramm* versus *Phonogramm*, die ganz im Sinne Orly Goldwassers ebenfalls die Gleichberechtigung beider Zeichenfunktionen zum Ausdruck bringen, recht geeignet erscheinen, allerdings sind sie in der Linguistik leider nicht besonders etabliert.

Ingelore HAFEMANN, „Lexikon und Argumentstruktur“, analysiert detailliert den Valenzrahmen der vier wichtigsten Verben des „Nehmens“ im Älteren Ägyptisch (*jṯi*, *šdi*, *nḥm*, *šzp*). Es zeigt sich, dass auffällige Unterschiede darin bestehen, in welcher Häufigkeit die verschiedenen semantischen Rollen jeweils zum Ausdruck gebracht werden. Die Beobachtung der Argumentenbesetzung kann hier und bei anderen Verben sicher entscheidende Hinweise auf ihre Semantik liefern.

Ingelore Hafemann versucht nicht, ihre detaillierten Beobachtungen auf wenige einfache Begriffe zuzuspitzen. Rein rechnerisch könnte es denkbar sein, dass die Auswahl zwischen den vier Verben durch zwei binäre Parameter determiniert wäre. Ein Parameter lässt sich, wenn wir von Hafemann angedeutete Aussagen etwas pointieren wollen, dahingehend formulieren, dass *jṯi* und *šzp* verwendet werden, wenn der Schwerpunkt der Aussage auf der Übernahme eines Gegenstandes durch das Agens liegt (betont ist also das Goal, oft identisch mit dem Agens), während *nḥm* und *šdi* eher hervorheben, dass ein Gegenstand von irgendwoher entfernt wird (betont ist also die Source; das Agens bleibt bei diesen Verben recht häufig unausgedrückt). Lässt sich jetzt auch ein binärer Parameter finden, der *jṯi* und *nḥm* einerseits von *šzp* und *šdi* andererseits unterscheidet? Bei einer Durchsicht etwa der Belege im Thesaurus Linguae Aegyptiae ergibt sich mir der Eindruck, dass *jṯi* und *nḥm* durch ein Merkmal [+movement] ausgezeichnet sind: Diese beiden Verben stehen häufig dann, wenn das Objekt nicht unmittelbar greifbar ist, sondern wenn das Agens sich zum Beispiel erst zu einem Ort begeben muss, um es dort zu holen. Dagegen scheinen *šzp* und *šdi* eher dann verwendet zu werden, wenn man sich schon bei dem Objekt befindet und dieses nur noch entgegenzunehmen braucht. Ich möchte demnach folgende Verteilung vorschlagen, die allerdings noch einmal durch eine eingehende Analyse am besten eines einzigen längeren Textes (um Synchronizität sicherzustellen) bestätigt werden sollte:

	[+ movement]	[- movement]
[+ goal oriented]	<i>jt̄i</i>	<i>šzp</i>
[- goal oriented]	<i>nhm</i>	<i>šdi</i>

Das Kernstück des Aufsatzes „Language and Text“ von Verena M. LEPPER bilden Resultate einer lexikostatistischen Analyse ägyptischer Texte. Die verwendeten mathematischen Prozeduren werden nicht im Detail offengelegt. Im Ergebnis wird eine Liste von 20 Texten präsentiert (S. 385), die nach einem Index der „vocabulary richness“ angeordnet sind. Danach haben Texte wie die Lehren des Amenemhet oder Merikare, sowie Sinuhe, ein besonders reiches Vokabular, während Texte wie Westcar, Wenamun und besonders die Unterweltbücher am unteren Ende der Skala stehen. Jedenfalls glaube ich die Tabelle so verstehen zu müssen, denn der Wortlaut des Artikels lässt leider nicht erkennen, ob die „reichsten“ Texte am oberen oder am unteren Ende der Tabelle zu suchen sind.

Bei einem solchen Maß, das auch als „lexical richness“ oder „lexical diversity“ bezeichnet wird, kommt es darauf an, die Zahl der verschiedenen Lexeme (word types) und die Korpusgröße (word tokens) so miteinander zu verrechnen, dass vergleichbare Kennzahlen auch für Texte unterschiedlichen Umfangs entstehen, d.h. dass die Kennzahl nicht systematisch vom Textumfang abhängt. Dies ist ein statistisches Problem von überraschender Schwierigkeit, das noch nicht als abschließend gelöst gilt. Es stehen bislang nur verschiedene Vorschläge für Näherungsformeln zur Verfügung. Hintze (1975) hat durch Ausprobieren ein eigenes Maß entworfen, das in der Ägyptologie einigen Anklang gefunden hat und offenbar auch das von Verena Lepper benutzte ist, aber außerhalb des Faches, soweit ich sehe, nirgends zitiert wird.<sup>3</sup>

3 Eine aktuelle Referenz zum Thema ist z.B. Baayen (2007: Kap. 6.5). Eine grundsätzlich umstrittene Frage ist diejenige, ob man die Zahl der Types (den Gesamtwortschatz) für einen gegebenen Autor als endlich annehmen soll, oder ob die Types bei beliebig langem Textinput über alle Grenzen wachsen würden; hier machen die existierenden Näherungsansätze uneinheitliche Annahmen. Da die Formel Hintzes für konstante Typezahl und wachsende Tokenzahl, wenn ich recht sehe, gegen 0 konvergiert, kann sie offenbar höchstens dann stimmen, wenn der zugrundeliegende Wortschatz als unendlich vorausgesetzt wird. Kritisch ist auch die Eigenschaft praktisch aller Näherungen, dass die lexical richness sinkt, wenn man den Input einfach verdoppelt, weil dann nur die Tokens, aber nicht die Types zunehmen. Ob dies wirklich gewollt ist, scheint mir aber eventuell fragwürdig zu sein. Bei der Analyse von Textkorpora wie dem Amduat wirkt sich diese Eigenschaft jedenfalls fatal aus, weil das Amduat aus 12 Kapiteln besteht, die man als Teildubletten ansehen kann, und darüber hinaus noch jeweils eine Lang- und eine Kurzfassung desselben Inhaltes vorhanden sind. Es ist also kein Wunder, wenn die Unterweltstexte in Verena Leppers Statistik besonders niedrige Werte erzielen.

Ich möchte an dieser Stelle kurz einen rezenten Ansatz zur Bestimmung der lexical richness von McCarthy (2005) vorstellen, der geradezu primitiv ist, sich aber robust gegen duplizierten Input verhält und auch keine Entscheidung darüber impliziert, ob die Grundgesamtheit der Types endlich oder unendlich ist. Man fängt an, für einen Text das Type-Token-Verhältnis zu bestimmen, das bekanntlich bei 1 beginnt und dann gegen 0 geht, solange bis eine gewisse willkürlich vorgegebene Schranke (z.B. 0.7) unterschritten wird; dies kann etwa nach einigen Dutzend Tokens der Fall sein. Das bis hierhin bearbeitete Textstück sei eine Portion. Dann fängt man einfach neu zu zählen an, bis die nächste Portion abgeschlossen ist, und so fort. Die lexical richness ist dann die Zahl der Tokens (= die Textlänge) dividiert durch die Zahl der gebildeten Portionen. Da das Verfahren kein Gedächtnis über die aktuelle Portion hinaus hat, ist sichergestellt, dass auch bei beliebig langem Input keine unerwarteten mathematischen Effekte auftreten können. Es eignet sich nur nicht für sehr kurzen Input, der die Größe einer Portion unterschreitet.

Mindestens ebensosehr wie die mathematischen Schwierigkeiten fallen aber Unebenheiten bei der Definition der Eingangsdaten ins Gewicht. Da Lepper grammatische Elemente wie den definiten Artikel, oder auch *ḥ<sup>c</sup>.n*, nach europäischer Tradition als selbständige Wörter wertet (S. 382), ergibt sich so im Neuägyptischen ein viel höherer Anteil an grammatischen Funktionswörtern als in älteren Texten. Die vermeintliche Wortarmut der Texte aus dem Neuen Reich wird daher wohl mindestens teilweise, wenn nicht gar ausschließlich diesem banalen Faktor zu verdanken sein, so dass ich den Optimismus, mit dem Maß der lexical richness ein bequemes objektives Kriterium für die Unterscheidung literarischer Genres zur Hand zu haben, noch nicht ganz zu teilen vermag. Auch andere statistische Größen, die man bei europäischen Sprachen zur stilistischen Diagnose einzusetzen pflegt, wie z.B. Satzlängen, dürften im Ägyptischen massiv von der jeweiligen diachronen Varietät abhängen. Wenn man weiter in dieser Richtung experimentieren möchte, sollte man zum einen noch einmal die Hintze'sche Formel überdenken, und außerdem wohl vorerst nur Texte derselben Sprachvarietät miteinander vergleichen.

Der gehaltvolle Beitrag Joachim Friedrich QUACKS, „Zu Morphologie und Syntax der demotischen zweiten Tempora“, räumt mit mehreren Fehlannahmen über die demotische Grammatik auf, die in letzter Zeit zur *communis opinio* geworden sind, so etwa dass die Graphievarianz  $j-jr_i \sim r-jr_i$  für den second tense converter fallweise eine Differenzierung des Tempus zum Ausdruck bringe, oder dass im Demotischen schon ein Vorläufer des koptischen Konjugationspräfixes  $\text{ⲛⲧⲁ}$ - für das Perfekt II belegt sei. Damit geht auch die Reinterpretation einer Reihe von Textstellen einher. Bemerkenswert ist die Erkenntnis, dass unter allen Sprachstufen des Ägyptisch-Koptischen das Demotische die eindeutigsten graphischen Markierungen für Zweite Tempora besitzt (S. 261).

Während adverbiale Frageausdrücke bekanntlich Paradebeispiele für die Verwendung der Zweiten Tempora darstellen, anhand derer die Funktion dieser Verbformen einst von Polotsky erschlossen wurde, nimmt Quack (S. 257) als eine spezielle lexikalische Ausnahme an, dass in Verbindung mit *tnj* „wo?“ Zweite Tempora im Neuägyptischen und Demotischen vermieden würden. Eine solche Ausnahme, für die auch keine theoretische Begründung in Sicht ist, halte ich für empirisch nicht begründet. Wir müssen hier unterscheiden, ob *tnj* Prädikat eines Adverbialsatzes oder Adjunkt in einem Satz mit einem anderen (gewöhnlich verbalen) Prädikat ist. Im ersten Fall steht tatsächlich in der Regel kein Zweites Tempus und ist auch keines zu erwarten („wo ist er?“, neuägyptisch *sw tnj*, ist ebenso unmarkiert wie beispielsweise das häufige *tw=k mj jh* „wie geht es dir?“ in neuägyptischen Briefen). Grammatisch gerechtfertigt wäre ein Zweites Tempus nur bei *tnj* als fokussiertem Adjunkt. Diese Situation ist leider ziemlich selten belegt, doch zitiert Cassonet (2000: 55f.) immerhin vier neuägyptische Beispiele dieser Art, die ganz regulär mit Zweitem Tempus konstruiert sind. Ein fünftes Beispiel ist *jy<sub>i</sub>.n=k tnj* „woher bist du gekommen?“ (pLeiden I 343/5, 10,9 = Massart 1954: 22); einen weiteren Fall aus dem Demotischen nennt Quack selbst. Wenn sporadisch auch bei *tnj* als Adjunkt eine Markierung durch das Zweite Tempus dann doch einmal fehlt (LES 54,1), so ist das in dem Rahmen zu sehen, dass die grammatische Markierung der Fokussierung einer Adverbialie im

Ägyptischen zwar üblich, aber nicht absolut obligatorisch ist (Details bei Cassonet), und lässt nicht auf eine Sonderbehandlung von *tnj* schließen.

Chris H. REINTGES, „The Older Egyptian Stative Revisited“, widmet sich der durch das Vorliegen mehrerer ganz widersprüchlicher Theorien ziemlich unübersichtlich gewordenen Frage, ob und inwieweit das „Pseudopartizip“ in zwei morphologische Kategorien aufzuteilen sei. Er entscheidet sich schließlich für den Ansatz Borghouts', der die graphischen Unterschiede als Ausdruck nicht einer morphologischen Differenz, sondern prosodischer Variation ansieht (*-kj*, *-tj* vollere Aussprache; *-k*, *-t* reduzierte Aussprache). Solange keine klaren unabhängigen Kriterien dafür gefunden werden, wann mit welcher der beiden Aussprachevarianten zu rechnen wäre, kann dieser Ansatz allerdings wohl nicht recht überzeugen. Man würde auch noch die Beobachtung Schenkels (1994; siehe auch S. 77f. im hier besprochenen Band) zu erklären haben, dass die Graphie der Pseudopartizip-Endung wesentlich von der semantischen Klasse des Verballexems abhängt.

Helmut SATZINGER, „Die ägyptischen Gerundiva“, stellt zu Recht klar, dass die ägyptischen Verbindungen *hr/m/r* + Infinitiv in der Funktion einer primären oder sekundären Prädikation semantisch und syntaktisch nicht dasselbe sind wie die freie Verbindung einer Präposition mit einem Nomen, sondern einen Grammatikalisierungsprozess erfahren haben. Er schlägt vor, eine solche Verbindung als „Gerundivum“ zu bezeichnen.<sup>4</sup>

In der lateinischen Grammatik gibt es ein *Gerundivum* (engl. *gerundive*) und ein *Gerundium* (engl. *gerund*), die allerdings beide für etwas ziemlich anderes stehen als die von Satzinger gemeinte Konstruktion. Romanische Sprachen besitzen dann Strukturen, die der betreffenden ägyptischen Konstruktion mindestens in Teilaspekten entsprechen, z.B. französ. *en voyant* "indem ich/ du/ er sah". Soweit ich sehe, nennt man dies gewöhnlich engl. *gerund*; ital./span. *gerundio*; französ. *gérondif*(!); deutsch *Gerundium*(!). In der Äthiopiistik wird eine vergleichbare Konstruktion als (engl.) *gerund* / (deutsch) *Gerundium* bezeichnet (dazu vgl. Polotsky 1971: 556). An diese Fälle muss Helmut Satzinger sich angelehnt haben. Demnach würde ich vorschlagen, die von Satzinger beschriebene ägyptische Konstruktion im Deutschen besser *Gerundium* zu nennen (engl. *gerund*; frz. *gérondif*).

Wolfgang SCHENKEL, „Von der Morphologie zur Syntax und zurück“, bringt in der von ihm gewohnten materialreichen Klarheit mehrere neue Ergebnisse und Hypothesen zu bislang vernachlässigten Fragestellungen. Es kann morphologisch zwischen einem prädikativen und einem nominalen *sdm.n=f* unterschieden werden, wobei im negierten *n sdm.n=f* immer das erstere vorliegt. Diesbezügliche Formen von *m33* „sehen“ könnten darauf hinweisen, dass im nominalen *sdm.n=f* eigentlich die Stammvariante *m3n* zugrunde liegt, die sonst bisher nur aus dem Subjunktiv und dem status pro-

4 Helmut Satzinger hat den Begriff „gerund“ schon einmal knapp in Satzinger (2000: 36) vorgeschlagen.

Unter Verwendung dieser Begrifflichkeit würde ich jetzt zum Beispiel formulieren, dass das Verb *rh* „wissen“ im Älteren Ägyptisch kein Gerundi(v)um bildet, wohl aber eine freie Kombination der Präposition *hr* mit dem Infinitiv *rh* möglich ist (siehe Peust 2006: 231f., dort aus Unkenntnis geeigneter Terminologie noch informell beschrieben).

nominalis des Infinitivs bekannt war. Es ist zwischen Subjunktiv und Prospektiv zu unterscheiden, die nicht, wie von einigen versucht, einfach als 1. und 2. tense einer einzigen futurischen Tempuskategorie aufgefasst werden können. Es wird die bislang in den Grammatiken nicht hinreichend thematisierte Frage behandelt, ob und inwieweit in Konstruktionen des Typs *mry jtj=f* „von seinem Vater geliebt“ Genitivverbindungen oder Relativformen vorliegen.

Die für Wolfgang Schenkels Argumentationsgang nicht ganz unwesentliche Aussage, nach *rdj* „veranlassen“ müsse als Passiv immer das *tw*-Passiv stehen (S. 73), kann wohl nicht stimmen. Es gibt nicht ganz selten Fälle wie *jw mdw=f dī=f t̄m n=f hr* „seine Rede veranlasst, dass man ihm gnädig ist“ (Schiffbrüchiger 18f.; weitere Beispiele dieser Art bei Westendorf 1962: §253), in denen die Annahme eines passiven *sdm.(w)* in der Kausativkonstruktion naheliegend ist; jedoch lässt sich hier ein Infinitiv morphologisch nicht ausschließen. Edel (1955/64: §564), der aussagt „nach *rdj* ‚veranlassen‘ ist das *w*-Passiv nicht selten“, bringt dann auch Beispiele, in denen eine Deutung als Infinitiv unmöglich ist. An weiteren morphologisch eindeutigen Fällen kenne ich noch: *h̄tp b̄3 dī.n=sn sh̄3=f* „pleased is the *ba* whom they made be remembered“ (HTBM II Tf. 24,3 = Lichtheim 1988: Nr. 46)<sup>5</sup>; *rdj hm=f sft̄ h̄wzi n=f jz jn jz.(wt) n.t jrj jz* „seine Majestät veranlasste, dass geschlachtet wurde, und dass ihm von den Grabbaumanschaften ein Grab gebaut wurde“ (Fischer 1966: 57)<sup>6</sup>; weniger sicher: *nn jtrw rdj sdgi=f* „es gibt keinen Fluss, der sich verbergen ließe“ (Merikare E 126 = Quack 1992: 193; ähnlich Merikare E 75)<sup>7</sup>. Ein ausgeschriebenes *w* des *w*-Passivs finden wir in *jmī r=k r̄hs.w hr-̄.w(j)* „veranlasse, dass sofort geschlachtet wird“ (Altenmüller 1998: 161 = Tf. 49).

Schwierig zu beurteilen ist folgender Fall: *n̄3 n jh̄.w, wh̄c=k st, dī=k zwr=Ø* „die Rinder, spanne sie aus und lasse (sie) trinken“ (Urk IV 1419,11). Hier korrespondiert, wie auch sonst häufiger, ein Objektpronomen *st* mit einem Nullpronomen in Subjektstellung. Ob derartige subjektlose *sdm=f*-Formen morphologisch als (*w*)-Passiva zu identifizieren sind, ist eine nicht ganz einfache Frage, der ich hier nicht weiter nachgehen möchte.

Deborah SWEENEY, „Gender and Language in Ramesside Egyptian“, geht wie schon in einigen früheren ihrer Artikel der Frage nach, inwieweit in ramessidischen Briefen mit männlichen bzw. weiblichen Absendern sprachliche Unterschiede feststellbar sind. Es werden verschiedene Statistiken präsentiert, die darauf hinzuweisen scheinen, dass die Präsentation weiblicher Rede in den als Late Egyptian Miscellanies bekannten Modellbriefen nicht mit dem übereinstimmt, wie Frauen sich in realer Korrespondenz, z.B. den Late Ramesside Letters, ausdrückten. Bei diesen Darstellungen ist die bekannte Beschränkung unseres Belegmaterials schmerzlich spürbar.

Es sollte geprüft werden, ob man bei Untersuchungen genderspezifischer Sprache nicht auch Dialoge von Göttern und Göttinnen in religiösen Texten einbeziehen kann. Auch wenn man sich damit zugegebenermaßen mindestens zwei neue, schwer kon-

5 *sh̄3* bildet den Infinitiv auf *.t* (Allen 1984: 591). Eine elegante deutsche Übersetzung ist mir nicht eingefallen.

6 Das quartinfirme Verb *h̄wzi* bildet den Infinitiv auf *.t*, für den ich allerdings Belege erst aus der 18. Dynastie kenne (Urk IV 924,10; 1141,12; 1142,2).

7 Es ist nicht bekannt, wie der Infinitiv des quartinfirmer Verbs *sdgi* lautet.

trollierbare Abbildungsebenen einhandelt, weil (1) Göttinnen nicht so sprechen müssen wie menschliche Frauen, und (2) die Reden von Göttinnen auch wieder von männlichen Autoren konzipiert worden sein könnten, würde sich doch das Belegmaterial um Größenordnungen erweitern. Dass es Genderdifferenzen in religiösen Texten geben kann – was immer diese auch für die Realität des antiken Alltags bedeuten –, zeigt in besonderer Deutlichkeit das Sumerische mit seiner sehr markierten Emesal-Variante, die in Reden von Göttinnen, aber auch Hymnen an Göttinnen, Verwendung findet.<sup>8</sup>

Pascal VERNUS untersucht in seinem lehrreichen Beitrag „Pronoms interrogatifs en égyptien de la première phase“ systematisch die Syntax verschiedener Fragepronomina und gewinnt dabei mehrere neue Beobachtungen. Die Auswahl des Fragepronomens „wer? / was?“ im Nominalsatz hängt in der Epoche vor dem Neuen Reich von der grammatischen Person der thematischen Nominalphrase ab (*twt m* „wer bist du?“ vs. *zy pw* „wer/ was ist das?“; nicht \**twt/ntk zy* oder \**m pw*; S. 157). In der Konstruktion mit adjektivischer Prädikation ist jedoch *zy* ausgeschlossen, so dass hier *m* auch mit der dritten Person kombiniert wird: *m st* „wer sind sie?“ (S. 160 Ex. 63). Gut dokumentiert (S. 169f., 174) wird ein eigentümlicher Satztyp *adverbielles Fragewort + Verbalausdruck im Infinitiv*, der dem unseren Standardvorstellungen eher entsprechenden Satztyp *Verbalausdruck im 2. Tempus + adverbielles Fragewort* inhaltlich äquivalent zu sein scheint. Auf die funktionale Ähnlichkeit von Infinitiv und Zweitem Tempus werde ich unten noch kurz eingehen. Auch Phänomene wie Grammatikalisierung, Ellipsen etc. im Zusammenhang mit Fragepronomina kommen ausführlich zur Sprache. Vielleicht ist die Tatsache, dass in Sätzen mit prädikativem Fragepronomen die Ellipse des Subjekts schon im Mittelägyptischen auffallend geläufig war (*jšst = jšst pw* „was ist es?“, S. 163ff.), einer der Faktoren, die zur Entstehung des regulären neuägyptischen *pw*-losen Nominalsatzes beigetragen haben.

Den komplexen Aufsatz „A Semantic Approach to the Egyptian Language: The Case of Time and Aspect. Towards a New Paradigm“ von Jean WINAND kann ich in der Kürze nicht angemessen besprechen, zumal er zusammen mit der einige Monate früher erschienenen Monographie zum gleichen Thema (Winand 2006) betrachtet werden sollte. Nachdem Jean Winand die „Standardtheorie“ vom Tisch wischt, indem er deren strukturalistische Prinzipien so weit überzeichnet, dass sie ins Absurde gehen (S. 451f.), entwirft er ein neues Gebäude zu der Thematik von Tempus und Aspekt im Ägyptischen (de facto dem Alt- bis Neuägyptischen zusammengenommen). Dabei legt er zu Recht ein großes Gewicht auf die inhärenten semantischen Unterschiede der einzelnen Verballexeme, die bewirken können, dass verschiedene Verben sich hinsichtlich des Tempusgebrauchs wesentlich unterscheiden. Dieser Ansatz scheint mir sehr fruchtbar, wenn man noch deutlicher herausarbeitet, dass zum Beispiel Verben bestimmter semantischer Klassen bestimmte Tempusformen nicht oder signifikant selten oder häufig bilden, oder dass unterschiedliche Verben in parallelen Kontexten unterschiedliche morphologische Tempora realisieren würden, kurz: wenn man

8 Charakteristisch für das Emesal sind die Bevorzugung von Syllabogrammen gegenüber Logogrammen sowie die Verwendung lautlich abweichender Formen für viele Elemente des Grundwortschatzes. Zum Emesal siehe zuletzt Whittaker (2002).

Winands semantischen Ansatz wieder mit strukturalistischen Methoden kombinieren würde. Ohne einen irgendwie objektivierbaren Hintergrund bleiben die den zahlreichen gegebenen Beispielsätzen unterstellten Bedeutungen, auch wenn sie in Isolation jeweils plausibel sein mögen, letztlich ohne finale Überzeugungskraft, weil für dieselben Textstellen oft auch andere, ebenso sinnvolle Bedeutungen angegeben werden könnten.

Ewa D. ZAKRZEWSKA, „The Hero, the Villain and the Mob. Topicality and Focality in Bohairic Narrative Discourse“, untersucht in ihrem sehr aufschlussreichen Artikel die verschiedenen Möglichkeiten zum Ausdruck des nominalen Subjekts im Bohairischen anhand von Texten aus dem Genre der Märtyrerakten. Die vier häufigsten und von ihr untersuchten Konstruktionen sind die innerverbale ( $\alpha$   $\pi\rho\omega\mu$   $\varsigma\omega\tau\epsilon\mu$ ), die postverbale ( $\lambda\epsilon\varsigma\omega\tau\epsilon\mu$   $\eta\chi\epsilon$   $\pi\rho\omega\mu$ ), die präverbale ( $\pi\rho\omega\mu$   $\lambda\epsilon\varsigma\omega\tau\epsilon\mu$ ) und die präsentative ( $\zeta\eta\mu\pi\epsilon$   $\iota\varsigma$   $\pi\rho\omega\mu$   $\lambda\epsilon\varsigma\omega\tau\epsilon\mu$ ). Nicht untersucht wird die seltene Konstruktion  $\alpha$   $\pi\rho\omega\mu$   $\lambda\epsilon\varsigma\omega\tau\epsilon\mu$ , der aber im selben Band ein eigener Aufsatz gewidmet ist (Nathalie BOSSON). Anhand moderner textlinguistischer Methoden, die in der Ägyptologie noch ziemliches Neuland darstellen und doch relativ einfach anwendbar sind, gelangt sie zu folgenden Schlüssen: Die innerverbale Konstruktion, die viele Ägyptologen für die „normale“ halten würden, ist markiert und wird vorwiegend für transitorische Subjekte verwendet, die im Text keine weitere Rolle spielen. Die präsentative Konstruktion dient der Einführung eines neuen Topics, die präverbale Konstruktion der Resumption eines schon früher eingeführten Topics, besonders am Beginn eines Textabschnittes. Der häufigste Subjektsausdruck überhaupt ist der postverbale, der innerhalb eines laufenden Abschnittes dazu dient, auf ein aktuelles Topic zu referieren. Dies ist auch die prototypische Funktion des Pronomens, aber man zieht das postverbale Subjekt vor, wenn im Textzusammenhang mehrere Aktanten konkurrieren und ein einfaches Pronomen zu ambig wäre. Im Ergebnis argumentiert Zakrzeska, dass zur Bestimmung der „Grundwortstellung“ des Bohairischen am ehesten der Satz mit postverbalem Subjekt zugrundegelegt werden sollte, wodurch sich für das Bohairische die weltweit extrem seltene Grundwortstellung V[erb]–O[bjekt]–S[ubjekt] ergäbe.<sup>9</sup>

Die in diesem Artikel präsentierte Methode sollte auch einmal auf Texte des vorkoptischen Ägyptisch angewandt werden.

Ich möchte jetzt noch kurz zwei Bemerkungen anschließen, die sich auf mehrere Artikel zugleich beziehen. Polotsky hat die Distribution der Zweiten Tempora bekanntlich so beschrieben, dass er sie mit Substantiven gleichsetzte; z.T. sprach er auch von „Nomen“. Die Qualifizierung als „substantivisch“ findet sich auch im vorliegenden Band mehrfach wieder (z.B. S. 6, 260f., 409). Während zumindest dem frühen Polotsky noch keine bessere Terminologie zur Verfügung stand, sollte man nach heutigem Sprachgebrauch das *mrr=f* nicht mehr mit einem Substantiv, sondern mit einer Nominalphrase identifizieren. Auch Personal- und ähnliche Pronomina vertreten keine Substantive, sondern Nominalphrasen. Mit dieser Begrifflichkeit trägt man der Tatsa-

<sup>9</sup> Die wohl bekannteste Sprache, für welche V–O–S als Grundwortstellung anerkannt ist, ist das Malagasy (Madagaskar).

che Rechnung, dass zu einem *mrr=f* oder zu einem Pronomen kein Attribut oder Artikel mehr hinzugefügt werden kann.

Das *mrr=f* als nominale Form des Verbs konkurriert mit dem Infinitiv, der als nomen actionis gleichfalls als Substantiv oder Nominalphrase fungiert.<sup>10</sup> Diese Nähe kommt an mehreren Stellen des Bandes zur Sprache, so in dem Artikel von Vernus (siehe oben), auch bei Satzinger (S. 143), besonders aber bei Niccacci, der darstellt, dass in den Rubren der Sargtexte ein *mrr=f* bei Vorhandensein eines Subjektsausdrucks mit einem Infinitiv bei Fehlen eines Subjektsausdrucks wechselt (S. 410), oder dass der sogenannte „narrative Infinitiv“ im Sinuhe in ähnlicher Weise wie ein Zweites Tempus als initiales Topic fungiert (S. 427-429). Die Frage des Verhältnisses von Infinitiv und Zweitem Tempus würde einmal eine Klärung in größerem Rahmen verdienen. Während in einigen Texten vielleicht das Vorhanden- oder Abwesendsein eines Subjekts für die Auswahl eine Rolle spielt, muss man aber konstatieren, dass sich Zweites Tempus und Infinitiv nicht prinzipiell in ihrer Fähigkeit unterscheiden, Aktanten zum Ausdruck zu bringen (vgl. *mrr=f sw* „dass er ihn liebt“ mit *mri.t=f sw*, jünger: *p3=f mri.t=f*, „sein ihn Lieben = dass er ihn liebt“). Als abschließendes Beispiel der funktionalen Nähe beider Formen möchte ich auf erklärende Beischriften zu Bildern hinweisen. Diese werden in Gräbern sehr häufig in Form von Infinitiven ausgedrückt (etwa [*s*]hmh jb, m33 bw nfr, jri.t sm m k3.t sh.t jn NN „sich vergnügen, Schönes besichtigen, die Zeit mit Tätigkeit auf dem Land verbringen durch NN“, Urk IV 462,11), während im Amduat Bildbeischriften typischerweise als Zweite Tempora formuliert sind (Jansen-Winkel 2004: 208-210).

Diejenigen Beiträge, die hier nicht im Detail besprochen werden konnten, sollen wenigstens noch mit ihrem Titel angeführt werden: Sydney H. AUFRÈRE, „Chénouté: hellénisme ou démotisme?“; Nathalie BOSSON, „Remarques sur la ‚structure (2)α- ... (2)αq-“; Frank FEDER, „Die ‚Gräzität‘ koptischer Bibelübersetzungen. Wege der Übertragung heiliger Schriften“; Paul John FRANSEN, „Of Crossroad(s) and Theory“; Verena M. LEPPER, „‚After Polotsky‘. New Research and Trends in Egyptian and Coptic Linguistics“; Ludwig D. MORENZ, „Zwischen Kontext, Intermedialität, Intertextualität und Individualität. Die Selbst-Präsentation eines Nedjes-iker (BM 1671)“; Masakatsu NAGAI, „Language Variety in the 19th Dynasty“; Alviero NICCACCIO, „On the Heritage of H.J. Polotsky. Assessment of New Insights and an Attempt to Combine His Theory with a Text-Linguistic Approach to Classical Egyptian Narrative“; Stéphane POLIS, „Les relations entre futur et modalité déontique. À propos des sens du futur III en néo-égyptien“; Tonio Sebastian RICHTER, „‚Spoken‘ Sahidic. Gleanings from Non-Literary Texts“; Alessandro ROCCATI, „Die aktiv/passiven Verbalformen des Ägyptischen“; Ariel SHISHA-HALEVY, „H.J. Polotsky Structuralist“.

Insgesamt liegt ein sehr reicher und inspirierender Sammelband vor, über den sich Hans Jakob Polotsky sicherlich gefreut hätte. Hoffen wir, dass anlässlich zukünftiger Jubiläen seines Geburtstages weitere Bände solcher Art entstehen werden.

10 Die genaue Distribution des Infinitivs müsste noch untersucht werden. Im Gegensatz zum *mrr=f* kann er zwar z.B. einen Artikel annehmen, ist aber vermutlich nicht mit allen Arten von Attributen kombinierbar.

## Literatur

- Allen, James P. 1984. *The Inflection of the Verb in the Pyramid Texts*, Malibu.
- Altenmüller, Hartwig. 1998. *Die Wanddarstellungen im Grab des Mehu in Saqqara*, Archäologische Veröffentlichungen 42, Mainz.
- Baayen, R. Harald. 2007. *Analyzing Linguistic Data. A Practical Introduction to Statistics*, Cambridge, im Druck (z.Zt. als Draft im Internet verfügbar).
- Cassonet, Patricia. 2000. *Les Temps Seconds i.sdm-f et i.iri.fsdm entre syntaxe et sémantique*, Paris.
- de Cenival, Françoise. 1988. *Le Mythe de l'Oeil du Soleil*, Sommerhausen.
- Depuydt, Leo. 1991. Late Egyptian *inn*, 'if', and the Conditional Clause in Egyptian, in: *Journal of Egyptian Archaeology* 77, 69-78.
- . 1995. Condition and Premise in Egyptian, in: *Revue d'Égyptologie* 46, 81-88.
- Edel, Elmar. 1955/1964. *Altägyptische Grammatik*, 2 Bde., Analecta Orientalia 34/39, Roma.
- Fischer, Henry G. 1966. An Old Kingdom Monogram, in: *Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde* 93, 56-69.
- Goldwasser, Orly. 2002. *Prophets, Lovers and Giraffes: Wor(l)d Classification in Ancient Egypt. With an Appendix by Matthias Müller*, Göttinger Orientforschungen IV/38, Wiesbaden.
- Hintze, Fritz. 1975. Die statistische Struktur des Wortschatzes ägyptischer Literaturwerke, in: *Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde* 102, 100-122.
- Jansen-Winkeln, Karl. 2004. Sprachliche Bemerkungen zu den Unterweltsbüchern, in: *Studien zur altägyptischen Kultur* 32: 205-232.
- Lexa, František. 1949. *Grammaire Démotique*, 7 Bde., Paris.
- Lichtheim, Miriam. 1988. *Ancient Egyptian Autobiographies Chiefly of the Middle Kingdom*, Orbis Biblicus et Orientalis 84, Fribourg.
- Massart, Adhémar. 1954. *The Leiden Magical Papyrus I 343 + I 345*, Leiden.
- McCarthy, Philip M. 2005. *An Assessment of the Range and Usefulness of Lexical Diversity Measures and the Potential of the Measure of Textual Lexical Diversity (MTLD)*, Dissertation Memphis.
- Peust, Carsten. 2004. Das Ägyptische als Afrikanische Sprache, in: Thomas Schneider (Hrsg.), *Das Ägyptische und die Sprachen Vorderasiens, Nordafrikas und der Ägäis*, Alter Orient und Altes Testament 310, Münster, 321-407.
- . 2006. Die Konjugation der Verben *rh* 'wissen' und *hm* 'nicht wissen' im Älteren Ägyptisch, in: *Studien zur altägyptischen Kultur* 35, 219-243.
- Polotsky, Hans Jakob. 1971. *Collected Papers*, Jerusalem.
- Quack, Joachim Friedrich. 1992. *Studien zur Lehre für Merikare*, Göttinger Orientforschungen IV/23, Wiesbaden.
- Satzinger, Helmut. 2000. Egyptian as an African Language, in: Corrado Basile & Anna di Natale (Hrsgg.), *Atti del IV convegno nazionale di egittologia e papirologia, Siracusa 5-7 dicembre 1997*, Siracusa, 31-43.
- Schenkel, Wolfgang. 1994. *šm.t*-Perfekt und *šm.tl*-Stativ: Die beiden Pseudopartizipien des Ägyptischen nach dem Zeugnis der Sargtexte, in: Heike Behlmer (Hrsg.), ... *Quaerentes scientiam. Festgabe für Wolfhart Westendorf zu seinem 70. Geburtstag*, Göttingen, 157-182.
- Westendorf, Wolfhart. 1962. *Grammatik der medizinischen Texte*, Berlin.
- Whittaker, Gordon. 2002. Linguistic Anthropology and the Study of Emesal as (a) Women's Language, in: Simo Parpola & Robert M. Whiting (Hrsg.), *Sex and Gender in the Ancient Near East*, Helsinki, Bd. 2, 633-644.
- Winand, Jean. 2006. *Temps et aspects en égyptien. Une approche sémantique*, Probleme der Ägyptologie 25, Leiden.